

Das Menschliche wird in seiner ganzen Breite und Tiefe sichtbar: das Dumpfe und Erdgebundene (5), das Feine (72) und Überzarte (60), die Bindung an Nahrung und Mühsal (29), das männlich Klare und Starke (24, 61), das Dienende und Sorgfältige (10), das Kluge und Berufsbewußte (20), das Pilgern und Hoffen (62), das Ergebene und Geduldige (144), die Trauer und Hoffnungslosigkeit (36); besonders bei den Pharaonen: die Verantwortung, Entscheidung, Einsamkeit (34), die Last der Macht und des Herrschens (35), die Begrenztheit und Überfeinerung (59), die Lebensfreude bis zu Spott und Zynismus (115). Unübertrefflich sind der zeitlose Ernst des Todes und die Gefäßtheit des bereiten Menschen in der Mumienvase der Königin Teje, der Mutter von Echnaton dargestellt (95), der man den bevorzugtesten Platz vorbehalten hat.

Nur diese Eindrücke seien von dem Vielen wiedergegeben, das es jedem ermöglicht, das zu bevorzugen, was ihm am meisten zusagt. Die Leitung verdient besonderen Dank für die Auswahl und Anordnung der Sammlung sowie für die Fassung und Ausstattung des Kataloges.

A. Antweiler

AUS DER PRAXIS — FÜR DIE PRAXIS

GEDANKEN EINES HEIMKEHRERS

von *Friedrich Linzenbach*¹

Auf meiner Rückreise in die Heimat kam ich durch Formosa. Ich besuchte die Insel von Norden nach Süden und kehrte bei vielen Missionaren ein, sah viele Kapellen, Kirchen und Schulen und hatte Gelegenheit, mit den Missionaren Gedanken auszutauschen. Sie alle waren erstaunt über meine Erfahrungen, die ich vor 12 Jahren gesammelt hatte. Damals war Formosa ein streng buddhistisches Land. Der Buddhismus war stark und zeigte sich dem Christentum abhold. Er war dem des Festlandes weit überlegen: herrliche Tempel standen in allen Städten, Prozessionen, welche die heimatlichen Fronleichnamsprozessionen weithin übertrafen, entfalteten ihre Pracht in den belebtesten Straßen. Buddhistische Seminarien standen in den größeren Städten und bildeten Bonzen aus. Damals versuchte ich, meine Sprachstudenten für das Christentum zu gewinnen. Doch keiner fand den Weg zur Kirche.

Diesmal fand ich ein vollständig verändertes Bild vor. Alle Städte hatten ihre Türmchen. Die Hauptstadt, die damals nur eine kleine Kapelle besaß, hatte gegen 12 Kirchen. In fast jeder größeren Stadt gab es die eine oder andere katholische Schule. Überall wurde man als Priester begrüßt und freundlich behandelt. Man zeigte großes Interesse an der Religion. In meinen Unterhaltungen

¹ P. Friedrich Linzenbach lebte 19 Jahre als Missionar in Honan'China, darauf studierte er etwa drei Jahre in den USA, wo er sich das Architektendiplom erwarb. Anschließend ging er ein Jahr in die Seelsorge nach Formosa und war dann neun Jahre als Kirchenbaumeister auf den Philippinen tätig. Er kehrte kürzlich (Herbst 1960) in die Heimat zurück.

mit den Missionaren stellte sich heraus, daß ein ganz großer Umschwung im Lande vor sich gegangen war. Jeder wußte von Bekehrungen zu erzählen, die nicht nur auffallend, sondern ganz außergewöhnlich waren. Einer meiner früheren Mitmissionare in Honan erzählte mir, wie er an einer medizinischen Hochschule eine Fremdsprache gelehrt hatte. Nur selten hatte er Religion direkt zum Objekt des Unterrichts gemacht. Wenn gelegentlich gefragt wurde, was dies oder das in der katholischen Kirche bedeutete, gab er kurzen Aufschluß. Dies mit Absicht, um nicht Proselytenmacher zu sein. Nachdem diese Klasse die Schule absolviert hatte, gingen die Studenten in die Hauptstadt, um dort einen Beruf zu finden. Als sie zurückkamen, besuchten sie geschlossen ihren früheren Lehrer und sagten: „Herr Pater, Sie waren sehr bescheiden in Ihrem Unterricht. Sie haben uns nie angegangen, Ihrer Religion beizutreten. Aber wir sind in der Hauptstadt in eine katholische Mission gegangen und haben uns unterrichten lassen. Wir kommen alle als Katholiken zurück.“ Der Missionar sagte mir: „Ich brauche unbedingt zwei oder drei andere Priester, die ähnlichen Unterricht geben. Es ist unfraglich, daß mit etwas Geschick jede Klasse katholisch wird“. Eine ähnliche Erfahrung wurde mir von einem irisch-amerikanischen Missionar erzählt, der in seiner Stadt zu den Prominenten zählte. Er erteilte dort in einer Schule Englischunterricht. Die gesamte Lehrerschaft war schon katholisch geworden. Nur der Oberlehrer war einstweilen noch nicht der katholischen Religion beigetreten, weil die Regierung sich dieser nicht geneigt zeigte. Aber es war nur eine Frage von wenigen Wochen, bis auch er die Taufe erbeten würde.

Aus den 17 000 Katholiken der Nachkriegszeit waren 220 000 geworden. Worauf geht dieser Umschwung zurück? Was sind die Gründe? Können ähnliche Umstände anderswo herbeigeführt werden? Oder sollten wir ähnliche Gelegenheiten, wo sie sich finden, anderswo ausnützen oder nicht? Dies waren die Fragen, die mich während dieser Reise dauernd beschäftigten. Die Gründe des Umschwunges waren zahlreich und können wahrscheinlich nicht ganz erfaßt werden. Denn es war auf einmal ein christlicher Frühling da, ein psychologischer Umschwung, der nach einer vollständigen Ablehnung eine Aufgeschlossenheit für das Evangelium gebracht hat, die es sich zur Ehre anrechnete, katholisch zu sein. Wie war das gekommen? In der Zwischenzeit waren alle die Einwanderer, die vor dem Kommunismus aus China geflohen waren, hier eingezogen. Die Bevölkerung hatte sich stark vermehrt. Unter den Einwanderern waren viele Katholiken und viele vertriebene Missionare. Der Missionsstab, der damals aus 12 bestand, ist inzwischen auf 2 000 gestiegen. Aber war das der einzige Grund? Die Regierung, die damals unter japanischer Vorherrschaft das Christentum unterdrückt und sich feindlich gezeigt hatte, war auch heute nicht christenfreundlich geworden. In intimer Unterhaltung wurde mir erzählt, daß viele Missionare noch heute dauernd auf den Gegensatz der Regierung stoßen, die sich bemüht, ihre Beamten zu beeinflussen, dem alten Chinesentum treu zu bleiben. In den Schulen wurde das Christentum nicht erwähnt. Auch sonst zeigt die Regierung der katholischen Kirche keine Gunst. Aber offiziell, nach außen hin, war der Zwang gefallen.

Ein weiterer Umstand, der der katholischen Sache zustatten kam, war ein gewisser Zufluß an finanziellen Mitteln, die früher für die Christianisierung ganz Chinas verwandt wurden. Formosa bekam so einen größeren Teil der Gelder. Aber trotzdem würde das ja keine ausschlaggebende Erklärung abgeben, da auch in anderen Ländern ganz große finanzielle Aufwendungen einen Umschwung in der Glaubensverbreitung nicht hervorgerufen haben.

Aber war es vielleicht eine neue Akkommodation? Auch hier fand ich keinen wesentlichen Unterschied gegen früher. Die Missionare, die früher in chinesischen Kleidern gingen, gehen heute im europäischen Anzug, im Priesterkragen. Die Priester, die früher in der Katechisierung die chinesischen Unterrichtsmittel gebraucht hatten, haben heute diese nicht mehr. Die Sprache, die früher chinesisch war, ist chinesisch geblieben, nur daß statt des Amoy-Dialektes, der von der Bevölkerung gesprochen wurde, das Hochchinesische benutzt wird, da viele Missionare den Amoy-Dialekt nicht verstanden. Von den landläufigen Mitteln der Akkommodation war also keines mehr angewandt als früher, nur daß man sagen könnte, daß der Missionar sich mehr als Ausländer gezeigt hat, daß auch Ausländer, die früher das Land ganz spärlich besiedelten, mit der militärischen Ausrüstung ins Land gekommen waren und sich dort als Christen bekannten und betätigten. Aber worauf geht denn dann der Erfolg in der Christianisierung zurück? Wir müssen wohl sagen, daß unter all den aufgeführten Gründen ein einziger hervorsteht, der ausschlaggebend war in größerem Maße, und das ist die Konzentrierung der Priester auf ein relativ kleines geographisches Gebiet. Während früher nur 12 Priester über eine große Fläche verteilt waren, war nun nicht nur in jeder Stadt, sondern auch in jedem Dorf eine christliche Vertretung. Es waren in den größeren Städten so viele Priester und ein so enger Zusammenhang zwischen Priestern und Bevölkerung, daß eine neue Atmosphäre geschaffen wurde, daß das heidnische Element, das früher so ausschlaggebend und einflußreich war, durch eine neue Welle überrollt wurde. Man stellt sich nun die Frage, ob unsere frühere Methode der Christianisierung nicht einen Fehler gemacht hatte dadurch, daß sie geographisch alle Länder als gleichwertig für die Glaubensverbreitung betrachtet hat. War es nicht so, daß wir jedes Land in kleine Parzellen aufteilten und sie unter die Missionsorden verteilten, die dann ihrerseits wieder alles taten, um ihren Missionsstab gleichmäßig auf die zugeteilten Gebiete zu schicken? Wir haben hier die gleiche Erscheinung wie zur Zeit eines fruchtbaren Regens: Ein kleiner sanfter Schauer, der mit wenigen Tropfen über eine große Fläche niedergeht, ist erfolglos für das Wachstum der Frucht. Eine gewisse Dichte ist nötig, damit der Same, der dem Acker anvertraut wurde, genügend Nährstoff bekommt. Mit andern Worten: Sollten wir nicht weniger Missionare nach Japan, Indien, in die mohammedanischen Länder senden und die andern Gebiete, wie Afrika, Indonesien und ähnliche Länder, dichter mit Glaubensboten besetzen?

Als Heimkömmling, der in so vielen Arbeitsgebieten gestanden hat, macht man sich Gedanken, ob man selbst nicht größeren Erfolg erzielt hätte, wenn man seine Arbeitsmethode psychologisch untersucht und wissenschaftlich ausgeführt hätte. Ob es nicht heute doch an der Zeit ist, Erfolgsgebiete wie Formosa psychologisch und statistisch zu untersuchen, um aus diesen Erkenntnissen auch anderswo ein gleich günstiges Verbreitungsklima zu schaffen und dadurch die Glaubensverbreitung schneller zum Ziele zu führen?

Wie würde sich das auswirken?

1. auf der Ebene der Pfarrei.

In China war ich in zwei größeren Pfarreien tätig. Die erste Pfarrei lag im Flußgebiet, hatte eine naive, gute Bevölkerung, die von der Außenwelt durch den Fluß stark abgegrenzt war. Wir konnten ohne Schwierigkeit in den Dörfern Schulen eröffnen. In der Stadt selbst hatten wir eine kleine Schule, die sich allmählich des besten Rufes erfreute. Es fehlte jedoch alles weitere: Hospital, Mädchenschule, Waisenhaus, Altersheim, Presse. Trotzdem konnte ich bei meinem

Weggehen 40 Katechisten anstellen und hatte einen jährlichen Zuwachs, der unbedingt weitere Missionare und eine Teilung der Pfarrei verlangt hätte. — Die zweite Stadt war eine große, fast moderne Stadt, die am Ausgang einer Bahnlinie lag und auf Kosten des umliegenden Landes reich geworden war. In dieser Stadt war unsere Glaubensverkündigung fruchtlos. Es waren nur einige hundert Katholiken getauft worden, die wieder vollständig abgefallen waren. Jede Bemühung, sie wieder zurückzubringen oder neue zu gewinnen, scheiterte. In dieser Stadt hatten wir ein größeres Hospital, eine Mädchenschule, eine Knabenschule, ein kleines Waisenhaus und eine größere Kirche. Hätten wir damals die Formosa-Erfahrung besessen, hätten wir die Institute dieser Stadt in die andere Pfarrei verlegen müssen. Wir hätten außerdem gegebenenfalls eine größere Stadtschule eröffnet und so ein Klima geschaffen, das diesen Regierungsbezirk vollständig in eine katholische Atmosphäre gestellt hätte. Es wäre auf einmal modern gewesen, katholisch zu sein; es wäre ehrenvoll gewesen, diesem neuen Glauben beizutreten und ohne Zweifel hätte das Beispiel dieses Bezirks in kürzester Zeit die Nachbarbezirke, deren Bevölkerung ähnlich veranlagt war, mitangesteckt. Der Erfolg hätte sich so gewiß ums Doppelte steigern lassen, wogegen so ein großer Teil der Missionsfinanzen auf einen fruchtlosen Boden verwendet wurde, der nur darum Missionare aufwies, weil er geographisch bedeutend war. Man könnte weiter an andere Möglichkeiten denken, wie z. B. an eine Radiostation, die von einer katholischen Station oder vom Pfarrhaus geleitet würde und zu bestimmten Abendstunden ein Programm ausstrahlte, ferner die Aufführung eines katholischen Theaters oder die Herausgabe einer kleinen Schrift, die wenigstens wöchentlich an die Heiden verteilt würde. Zweifelsohne wäre durch solche Intensivierung ein höheres Glaubensleben entstanden, nicht nur ein quantitativ größeres Glaubenskontingent.

2. Auf Diözesanebene.

Die Erfolge in der Glaubensverbreitung über die einzelnen Erdteile und Länder hinweg sind sehr verschieden. Auch in größeren Nationen, wie China, Japan, Indien, gibt es Bezirke, die eine bedeutend schnellere Verbreitung garantieren. So war es in China das Nordgebiet, das sehr große Zahlen von Konvertiten aufwies, während die Südgebiete sehr spärlichen Zuwachs boten. Da ich selbst längere Zeit in diesen Südgebieten war, konnte ich feststellen, daß dort der Buddhismus viel tiefere Wurzeln hatte als in Honan. Trotzdem waren die Gebiete fast gleichmäßig besetzt. Es waren Diözesen, die einen sehr großen Stab an Missionaren hatten, obwohl nur einige Altchristen zu betreuen waren und jährlich einige wenige Neuchristen. Nach obigem Prinzip ist also darauf zu achten, daß man gewisse Gebiete mit einigen Gruppen von Missionaren besetzt, um dann abzutasten, wo fruchtbarer Boden ist. — Ich traf kurz vor dem Einmarsch der Kommunisten einen Missionar, der im Innern Tibets zu Hause war. Dieser verbrachte den halben Tag mit Fischfang und Jagd, weil er einfach nichts zu tun hatte. Sein nächstes Dorf war drei Reitwochen von der Pfarrei entfernt und konnte nur ein—zweimal im Jahr besucht werden. Nur 10-12 Katholiken hatte er zu betreuen und stand dort, wie man sagt, in testimonium fidei. — Wenn man nun an die Philippinen denkt mit den großen Pfarreien von 35 000 Seelen, wo sämtliche Regierungsschulen nach Priestern und Katechisten rufen, wo die gesamte Landbevölkerung ohne religiösen Unterricht dasteht, so möchte man doch glauben, daß dieser heros fidei eher in ein Arbeitsgebiet gehört, wo seine Predigt richtigen Widerhall findet.

Vor etlichen Jahren wurde die Zeitschrift „Mission Bulletin“ (heute „Asia“) gegründet, um eine Aussprache über Missionsmethoden und Missionsgeschichte unter Missionaren zu sichern. Diese Zeitschrift hat gewiß viel Gutes getan. Aber müßten wir nicht einen Schritt weiter gehen und diese Aussprache auf ein höheres Niveau heben und zum Gegenstand der wissenschaftlichen Diskussion machen? Die Psychologie hat in den letzten Jahrzehnten Triumphe gefeiert, und trotz Widerstandes sind sämtliche Kulturländer mit Psychologen und Psychiatern versehen, die bestimmte Gebiete, wie z. B. Sozialpsychologie, Verkaufspsychologie, Kinder- und Jugendpsychologie, untersucht haben und zu großen, manchmal unerwarteten Erfolgen geführt haben, wie etwa die Verkaufspsychologie. Wäre es nun nicht an der Zeit, daß auf Diözesanebene durch Zusammenarbeit der verschiedenen Bischöfe ein Konsortium von Wissenschaftlern, Missiologen, Historikern und Psychologen geschaffen würde, — Psychologen an erster Stelle —, die die Schwierigkeiten bestimmter Gebiete untersuchen, ebenso die Erfolgswellen, wie wir sie in Formosa gerade erleben, und daraus ihre Empfehlungen für den aktiven Missionar, der ja nur ein Gebiet, sein Gebiet, kennt, ableiten?

3. Auf der römischen Ebene.

Bisher galt es, die ganze Erde der Glaubensverbreitung zu erschließen und überallhin, in den Urwald und die einsamste Bergwelt, Glaubensboten zu senden. Teilweise entging dem in Europa lebenden Menschen eine wissenschaftliche und geographische Kenntnis dieser Kulturgebiete. Wie oft schienen uns Missionaren Befehle, die von den kirchlichen Obrigkeiten aus Unkenntnis der Verhältnisse gegeben waren, befremdend. Heute ist es durchaus anders geworden. Diese Gebiete liegen vor unserer Tür und jeder Monat bringt neue Freunde von allen Teilen der Welt als Besucher in unsere Missionen. Nun wäre es an der Zeit, auch diese Gebiete einmal wissenschaftlich zu untersuchen, um eine richtige Verwendung des Gesamtmissionsstabes durchzuführen. Wir haben immer noch das wichtige Wort Christi, das uns für die Glaubensverbreitung gegeben wurde: „Excutite pulverem a pedibus vestris!“ in den Gebieten, wo wir nicht aufgenommen werden. Sollte ein Einsatz in den Gebieten verbleiben, die in Wirklichkeit fruchtlos sind, müßte eine Untersuchung den Weg vorschlagen, der auf weite Sicht eine „Aufweichung“ des Heidentums vorbereitet, wie etwa in Japan und Indien. Über die größeren Radiostationen könnten Programme ausgestrahlt werden, in den großen Tageszeitungen müßten Artikel erscheinen, die über den Katholizismus Aufschluß geben. Während meines Aufenthaltes in Formosa wurde von einem Chor der Wiener Musikakademie ein Konzert gegeben. Der Andrang zur Stadthalle der Hauptstadt Taipeh war sehr groß. Dieses Konzert hat mehr Gutes getan als vielleicht alle Predigten der Missionare in einem Jahre. Es begann mit der Wiedergabe einer Messe, und der gesamte erste Teil des Programms bestand aus religiöser Musik. Hier wurde ein Volksteil erfaßt, der vorher nie mit dem Christentum in Berührung kam.

Diese kurzen Hinweise sollen Anregung zu einem Versuch sein, die Missionsmethode zu einer Erfolgsmethode zu machen. Es soll ein Versuch sein, dem jetzigen „Amateurbetrieb“ eine wissenschaftliche Fundierung zu geben. Diese wissenschaftliche Fundierung bezieht sich auf die tägliche Erfahrung, indem wir gutes Missionsklima schaffen und dieses richtig und erfolgssicher ausnützen.